

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] **Rivista di Filosofia scientifica**, diretta da E. Morseili. Serie 2a. Vol. VII (12 Hefte). Milano, Dumolard. gr. 8°. 1888.

R. Ardigò, L' equivoco dell' inconscio di alcuni moderni p. 1—14. Eine „unbewusste Psyche“ erscheint ebenso widersinnig wie ein „todtes Leben“ oder eine „ruhende Bewegung.“ Allerdings ist jede bewusste Denkarbeit vorbereitet durch unbewusste Vorbedingungen, die der Denkende in sich trägt, obschon er kein Bewusstsein davon hat. Aber diese Vorbedingungen selbst sind so wenig „psychische Entitäten“, wie die tonlosen Eindrücke auf der Membran eines Phonographen Töne sind. Das Gehirn als Denkorgan verhält sich genau wie ein solcher Phonograph; es producirt die aufgespeicherten (potentiell vorhandenen) Gedanken, ohne von einem geistigen Princip belebt zu sein. — **Sergi, L' evoluzione umana p. 15—31.** Vor Allem ist dem Verf., der sich als begeisterten Darwinisten einführt, die Abstammung des Menschen vom Thier eine ebenso feststehende Thatsache, wie dessen hohes, bis in die Tertiärzeit hinaufreichendes Alter. Die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts lässt sich im Einzelnen zwar, wenn man lediglich die Hirngewichte u. Hirnvolumina der ältesten u. neueren Zeit in vergleichende Betrachtung zieht, nicht so klar als einen stetigen Fortschritt erkennen, immerhin aber doch als eine Fortentwicklung im Allgemeinen. Man vergleiche nur die Culturerzeugnisse des modernen Europa etwa mit denen der Cramagnon-Periode. War der Fortschritt von der paläolithischen zur neolithischen (Stein-) Zeit, von den Höhlenbewohnern zu den Pfahlbauern zwar gering, so bedeutete der Anbruch des Kupfer (Bronze-) u. insbesondere des Eisenzeitalters in Verbindung mit der Benutzung des Feuers gewiss einen sehr bedeutenden Fortschritt in der geistigen Cultur. Die tertiären u. Anfangs auch die quaternären Menschen lebten wahrscheinlich nach Art mancher Säugethiere heerdenweise zusammen oder auch gleich dem Orang-Utang isolirt voneinander. Die ersten Spuren socialen Zusammenlebens bezeugen die Pfahlbauten. — Trotz der stetigen Weiterentwicklung des Menschengeschlechts im Grossen sind jedoch nicht alle Menschenrassen gleichmässig fortgeschritten; vielmehr muss man unterscheiden zwischen Rassen mit höheren u. solchen mit niederen physisch-psychischen Anlagen u.

Eigenschaften. — **V. Grossi, La divisione del lavoro nelle società preistoriche. p. 32—43.** Die stufenweise Entwicklung der industriellen Arbeit, ohnehin eines der interessantesten Probleme, bietet ein doppeltes Interesse dar, wenn man sie bis in das prähistorische Zeitalter hinauf verfolgt. Auf welchem Wege, in Kraft welchen Principis hat diese Entwicklung sich wohl vollzogen? Auf dem Wege der Arbeitstheilung. Die erste u. natürlichste Theilung der Arbeit war die zwischen Mann u. Weib: Jagd, Fischfang, Krieg lag naturgemäß dem Manne ob, dem Weibe hingegen waren Küche, Haus, Anfertigung von Kleidern anvertraut. Eine weitere Arbeitstheilung ging Hand in Hand mit dem neu hinzutretenden Verhältniss von Herr u. Sklave, welches sich später zu der Unterscheidung von Bevölkerungsklassen u. Kasten erweiterte. Von letzteren sind die mittelalterlichen Zünfte u. Gilden zweckmässige Fortbildungen, die ebenfalls auf dem Princip der Arbeitstheilung fussen. — **G. Cesca, La cosa in se p. 65—80; p. 161—173.** Darlegung der Kant'schen Lehre vom „Ding an sich“ in ihren verschiedenen Fassungen bei den Neukantianern u. Beweisversuch, dass das „Ding an sich“ in seiner Eigenschaft als realer Factor unseres Erkennens wirkliche Existenz besitze. — **L. Lourie, I fatti e le teorie dell' inibizione p. 81—110.** Ueber die Thatsachen u. Theorien der (physiologischen) Hemmung. Keine der neueren Theorien genügt dem Verf. zur Erklärung der im Nervenleben eine so bedeutende Rolle spielenden Hemmungserscheinungen, da eine jede die Frage nur theilweise u. einseitig löse. — **Fr. Pietropaolo, Scritti inediti di Pasquale Galluppi p. 129—144.** Zwei unedirte Briefe des berühmten Philosophen Galluppi (1770—1846) — einer über die „Beziehungen“ (rapporti), ein anderer über die „innere Möglichkeit“ (possibilità intrinseca) — werden hier zum ersten Male veröffentlicht. In Betreff des Wesens der Beziehungen kommt Galluppi zu folgendem Ergebniss: Obschon die Objecte real sind, so sind doch die Beziehungen zwischen den Objecten ausserhalb des Denkgeistes (spirito) nichts Reales. Erst der Act der Vergleichung zweier Objecte stellt die Beziehungen her, für welche die Gegenstände selbst allerdings unentbehrliche Bedingungen sind. Gleichwohl sind diese Beziehungen nicht willkürlich, sondern nothwendig. — Seine Ansichten über die innere Möglichkeit fasst G. selbst also zusammen: Entdeckt der Denkgeist in einem complexen Gedanken eine Beziehung des Widerspruchs, so hält er den Gedanken, resp. den äusseren Gegenstand, worauf er ihn bezieht, für widersprechend, innerlich unmöglich; im umgekehrten Falle aber für innerlich möglich. Die innere Unmöglichkeit, resp. Möglichkeit der Dinge sind also lediglich Betrachtungsweisen des Geistes u. haben ausserhalb desselben keine reale Bedeutung. — **Valeriano Valeriani, Il principio d' identità e l' apriorismo nella filosofia scientifica p. 206—216.** Zwar ist die „wissenschaftliche (d. i. positive) Philosophie“ gezwungen, jedweden absoluten Apriorismus u. somit die „angeborenen Begriffe“ zu verwerfen. Dennoch kann u. soll sie in Uebereinstimmung mit dem Darwinistischen Grundsatz des „Atavismus“ einem relativen, d. i. auf physiologische Verhältnisse gegründeten Apriorismus huldigen, der darin besteht, dass das Gehirn als Wahrnehmungscentrum mit der Fähigkeit ausgestattet gedacht wird, die Grundbegriffe des Denkens in sich aufzunehmen u. potentiell (als Spannkkräfte) festzuhalten. Dieser Apriorismus ist ein unbewusster, automatischer, relativer — **F. Puglia, Le leggi di composizione e decomposizione delle aggregazioni sociali umane p. 217—233.** Die

menschlichen Vereinigungen (Staaten) werden weder vom Zufall, noch vom Fatum noch von einer ausserweltlichen Vorsehung regiert, sondern von ganz natürlichen Ursachen u. Wirkungen. Das Entstehen u. Vergehen der Staaten hängt von ähnlichen Processen ab, wie wir sie im Aufkeimen u. Absterben einer Pflanze, eines Thieres, oder in der Zusammenballung u. dem Auseinanderfallen eines kosmischen Nebels wirksam sehen (Marselli, Schaeffle). Gegenüber den unorganischen u. organischen Aggregaten sind die socialen als „hyperorganische Verbindungen“ anzusehen, die nach keinen wesentlich anderen Gesetzen entstehen u. zerfallen, wie jene. Auch in der Sociologie hat das Darwinistische Princip natürlicher Evolution seine Geltung. — **P. Merli, La più antica poesia dell' India p. 321—347.** — **M. A. Vaccaro, Sulla genesi del delitto e della delinquenza p. 348—361.** In der Urzeit herrschte unter den Menschen ein „Krieg Aller gegen Alle,“ ein schonungsloser „Kampf ums Dasein“, der nur geregelt ward durch das „Gesetz des Ueberlebens des Passendsten“ (la legge della sopravvivenza). Von „Verbrechen“ u. „Strafe“ konnte in diesem Stadium noch keine Rede sein, u. zwar so lange nicht, als Jagd u. Fischfang die Hauptbeschäftigung des rohen Urmenschen waren. Erst mit dem Hirtenleben u. Ackerbau änderte sich die Scene, da jetzt die im Kriege erbeuteten Sklaven mehr Nutzen in der Frohnarbeit als in ihrer Hinschlachtung gewährten. So ward denn der wilde Mensch zuletzt durch den Menschen selbst gezähmt, „domesticirt“; die Furcht vor körperlicher Züchtigung (Strafe), welche die Sieger dem Besiegten für den Fall der Faulheit etc. angeheilen liessen, befestigte sich immer mehr in den Nervenzellen (!) des Organismus u. entwickelte sich allmählich zum Begriff von „Vergehen“, „Verbrechen“. Was früher Schläge, Verstümmelung, Ankettung u. dgl. erreichten, das wurde jetzt durch blosse Androhung derartiger Züchtigungen erreicht. Ursprünglicher Zweck der Strafe war also lediglich die Befestigung unumschränkter Herrschaft des Siegers über die Besiegten. Die Rücksicht auf die Sicherheit von Person u. Eigenthum des Herrschers gesellte sich bald als weiteres Motiv hinzu, u. der Diebstahl wurde deshalb ganz besonders hart geahndet. Das natürliche Gesetz der Anpassung in Verbindung mit der natürlichen Zuchtwahl that das Seinige, um das Verhältniss zwischen Siegern u. Besiegten immer humaner zu gestalten u. endgiltig zu regeln; die elementarste Klugheit rieth, die Besiegten zu schonen u. für die eigenen Zwecke der herrschenden Klasse zu verwerthen. Die brutalen Strafanwendungen liessen allgemach nach, u. blosse Drohungen von „ewigen Strafen oder Freuden im Jenseits,“ an welche die fortschreitende Cultur u. Erziehung die Unterthanen glauben liess, bewirkten, dass die Unterdrückten aus eigenem Antrieb thaten, was ihnen die Sieger im „Namen Gottes“ anbefahlen. (Die ganze Erörterung liest sich wie ein Roman.) — **E. Belmondo, Il sentimento religioso come fenomeno biologico e sociale p. 385—414.** Das religiöse Gefühl, als ein biologisches sociales Phänomen, hat sich durch Vererbung im Menschengeschlecht festgewurzelt. Der Mensch ist nur ein sehr vollkommenes Thier; denn nach zahllosen Beobachtungen denken u. urtheilen auch die Thiere, vor denen der Mensch also nichts voraus hat. Moralität u. Religiosität sind keine wesentlichen Unterscheidungsmerkmale, da auch die Thiere sittliche Begriffe besitzen, wie z. B. Hund u. Elephant in ihrem Herrn ihren Gott erblicken. Das religiöse Gefühl hat sich beim Menschen nur darum lebhafter entwickelt, weil dies für seine Entwicklung von wesentlichem

Nutzen war u. weil nützliche Eigenschaften sich vererben und fixiren. Seinen ersten Ursprung verdankt dasselbe einerseits der Furcht, andererseits dem Bedürfniss nach Schutz vor Gefahren etc., zu welchem Behufe höhere Wesen erdacht wurden. Der Nutzen des religiösen Gefühls für die Species war kein directer — denn wirkliche „göttliche Beschützung“ trat ja nicht ein — sondern nur ein indirecter, unbewusster, insofern die Gottesvorstellung die gedeihliche Entwicklung der Art begünstigte. Die höchste Entwicklungsstufe wird aber erreicht sein, wenn die Menschheit der Gottesvorstellung nicht mehr bedarf, um moralisch zu leben; mit der Cultursteigerung u. Bildung erwacht in ihr das Bewusstsein eigener Macht immer lauter, bis sie über ihre frühere Furcht vor höheren Mächten nur mehr ein Lächeln übrig haben wird. (Eine unreife, jugendliche, von lauter unbewiesenen Phrasen strotzende „Doctordissertation“). — **G. Cesca, La metafisica empirica p. 455—467.** Durch den Criticismus Kant's sollte die Metaphysik als eine unmögliche, durch den Positivismus A. Comte's als eine ungültige Wissenschaft gebrandmarkt werden; beiden Systemen lag die gemeinsame Ueberzeugung zu Grunde, dass alle Erkenntniss aus der Erfahrung stamme u. nichts Gegenstand der Wissenschaft sein könne, was nicht irgendwie erfahren worden ist. Dementgegen hält Verf. mit Angiulli (La filosofia e la ricerca positiva 1869) und Lewes (Problems of life and mind, 1875) an der Ansicht fest, dass die Wissenschaft überhaupt zwar alle rein aprioristischen Elemente (die alte Ontologie, die Platonische Metempirie) ausschneiden, eine höchste Wissenschaft aber (genannt: „empirische Metaphysik“) als Zusammenfassung aller Einzelergebnisse unter dem Lichte eines durch Erfahrung controlirbaren synthetischen Princips nicht von der Hand weisen solle. Sache dieser „empirischen Metaphysik“ wird es sein, die Ergebnisse der Einzelwissenschaften unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu stellen, organisch mit einander zu verknüpfen u. zu systematisiren. Freilich muss eine solche Metaphysik, da sie selbst ganz von der Gnade wechselnder Hypothesen u. Forschungen lebt, auch ihrerseits den Charakter des Vorläufigen u. Hypothetischen tragen; sie wird erst fertig dastehen können, wenn das Feld der Erfahrung ausgeforscht sein wird. Mit den Einzelwissenschaften hat diese Metaphysik nothwendig auch das gemein, dass sie, wie jene, auf die Erscheinungen der Dinge eingeschränkt bleibe u. mit der gleichen Relativität, wie sie, behaftet wäre. Das Denken ist nämlich ausser Stande, ein wirklich zutreffendes Bild des Weltlaufs zu entwerfen; die Theorien u. Gesetze, die der Geist aufstellt, stellen keine fehlerfreie Uebersetzung realer Vorgänge ins geistige Gebiet dar, sondern sind nur ideale Constructionen der Abstraction u. Induction, die als solche nicht existiren. Gesetze sind keine Thatsachen, sondern ideale Typen, Register, unter welchen die concreten Thatsachen untergebracht werden, wie denn überhaupt unsere Begriffe keine wirklichen Bilder, sondern nur Zeichen (simboli) der Dinge sind. — **R. Schiattarella, I precursori di Giordano Bruno p. 513—567.** Als „Vorläufer“ des Philosophen von Nola bezeichnet Verf. u. A. den Xenophanes, Empedokles, Heraklit, Demokrit, Epikur, Lucretius Carus etc. (Der Aufsatz wimmelt dort, wo er auf das Christenthum und dessen Mysterien zu sprechen kommt, von den grässlichsten Gotteslästerungen, gegen deren Wiedergabe sich unsere Feder sträubt. Der wissenschaftliche Werth ist gering, da das Ganze nur eine Aneinanderreihung von Materialisten, Hylozoisten, Atheisten, Pantheisten

u. Monisten der Vorzeit darstellt.) — **G. Marchesini, La naturalità del pensiero p. 633—642.** Unter „Natürlichkeit“ des Denkens versteht Verf. so viel wie „Materialität“ des Denkens. Dem Denken liegt kein „metaphysisches Princip“ (Geist) zu Grunde; es ist nur eine „indirecte Function der ihm angepassten Organe“, eine Kraftäusserung des Stoffes (Gehirns). Die scheinbare Geistigkeit des Denkens verschwindet, wenn man es vergleicht z. B. mit der Bewegung, die nichts Geistiges u. doch auch unmittelbar nichts Körperliches ist. Das Physische im Metaphysischen suchen, das Physische (Denken) „vergeistigen“ wollen, ist ungereimt u. endigt im Widerspruch. — **R. Ardigò, La scienza sperimentale del pensiero p. 705—721.** Eröffnungsrede zum Beginn der Vorlesungen an der Universität Padua am 12. November 1888. — **G. Dandolo, La coscienza nel sonno p. 722—741.**

2] La critique philosophique, publiée sous la direction de M. Renouvier. 4^{me} Année. 2. Hälfte (No. 7—12). Paris 1888.

Paul Stapfer, Le pantagruélisme p. 18—27. Eine Bestimmung und Entwicklung des Sinnes, den das Wort „Pantagruelismus“ in den Werken des berühmten Komikers Rabelais besitzt. — **Renouvier, La haute métaphysique contemporaine p. 28—60.** Fortsetzung der Betrachtungen über die „hohe Metaphysik“ der Gegenwart. (Vgl. Philos. Jahrbuch I, 359); insbesondere werden E. Clay und Tolstoï kritisiert u. deren Weltanschauungen als „neubuddhistische Moral“ gekennzeichnet. Gegen die Ausstellungen des Verf's. vertheidigt sich E. Clay persönlich (p. 344—368). — **F. Pillon, Le socialisme d' Auguste Blanqui p. 61—75; p. 126—137.** Eine Kritik des revolutionären Socialismus Blanqui's auf Grund von dessen zweibändiger „Critique sociale“ (Paris, Alcan 1885) mit besonderer Beziehung auf seinen Vorgänger u. Gesinnungsgenossen Proudhon. — **Renouvier, Quelques remarques sur la théorie de la volonté de M. W. James p. 117—126.** — **Lionel Dauriac, Dogmatisme, scepticisme, probabilisme p. 161—193.** Der Dogmatismus mit seiner Theorie von der Evidenz (Descartes, Herbert Spencer) ist unhaltbar, weil er die Wahrheit (vérité) verwechselt mit der Wirklichkeit (réalité). Eine wirkliche Verwechslung fürwahr: denn das negative wahre Urtheil behauptet ja gerade eine Nichtwirklichkeit. Indem der Dogmatismus die Wahrheit in die Dinge verlegt, statt in den erkennenden Verstand, „localisirt“ er die Wahrheit dort, wo sie nicht ist. Dies tritt besonders grell hervor, wenn sogar der Zweifel u. die Wahrscheinlichkeit in den Dingen, statt im Verstand, Sitz u. Wohnung erhalten. Man denkt sich die Wahrheit eben nach Weise eines Lichtes mit verschiedenen Helligkeitsabstufungen, so dass dem vollen Glanze die Evidenz, dem Halbschatten die Wahrscheinlichkeit, dem Schatten der Zweifel entspricht. Die Gesetze der Optik werden übertragen auf geistiges Gebiet, auf das sie gar nicht passen. Sonderbarer Weise vergisst aber der Dogmatismus bei dieser kritiklosen Uebertragung von Naturgesetzen auf den Geist, dass es auch „optische Täuschungen“ geben kann, welche zu der Vermuthung Anlass bieten müssen, dass es neben der wahren auch eine „falsche Evidenz“ geben wird. So glaubt er das Erkenntnisproblem schon gelöst zu haben, obschon er nichts weiter that, als es aussprechen. Ja nicht einmal dies. Denn die ganze Formulirung des Problems

besteht nur in einem plumpen Vergleich mit der Gesichtswahrnehmung (Evidenz). Der Dogmatismus erklärt und beweist nichts, er vergleicht lediglich. Ebenso wenig kann er die Thatsache des Irrthums erklären. — Der Skepticismus leugnet die Gewissheit nicht. Er sagt nicht: „Dies ist nicht so“ — sondern nur: „Wer kann es wissen?“ Er weist die Anmassung zurück, als ob man das Geistesauge nur zu öffnen brauche, um von den Strahlen der Evidenz getroffen zu werden. Die Evidenz ist nur ein Mittel in Bezug auf die Wahrheit, also wesentlich ein Kriterium, dem man nur dann trauen kann, wenn es als unfehlbar bewiesen worden ist. Diesen Beweis hat man nicht erbracht; thatsächlich können wir immer irren, ohne es jemals gewahr zu werden. Somit steht der Skepticismus auf einem rechtlichen Boden. Freilich wird der Skepticismus unhaltbar, sobald er sich bleibend im Geiste einbürgern will. Allein der Skeptiker zersprengt die Ketten, wann immer er nur will. Während der Dogmatiker ein Knecht der Gewissheit ist, ist der Skeptiker niemals ein Sklave seines Zweifels; denn er behauptet nicht: „Ich weiss,“ sondern er kann jeden Augenblick vordringen zum Geständniss: „Ich glaube,“ u. so weiss er durch Glauben. Diesen Mittelzustand repräsentirt der Probabilismus, wie er ausdrücklich im Alterthum von Karneades u. neuerdings von Bl. Pascal gelehrt wurde. Das moderne Acquivalent dafür ist der Kant'sche Criticismus. Nach ihm besitzt die Wahrheit überhaupt keinen festen unveränderlichen Typus, sei es nach Inhalt oder nach Form. Die Wahrheit als solche „existirt“ überhaupt nicht, es existiren lediglich unsere wahren u. falschen Urtheile. — **Renouvier, Etude philosophique et historique sur le suffrage universel en France p. 241—250; p. 321—344.** — **G. Léchalas, Le problème des mondes semblables p. 373—379.** Im Anschluss an eine gelegentliche Bemerkung Renouviere, dass die Grössenverhältnisse des Weltalls sich durch (proportionale) Zusammendrängung, resp. Erweiterung ohne Veränderung der äussern Erscheinung gänzlich verschieben liessen, beleuchtet Verf. das „Problem der ähnlichen Welten“ vom geometrischen, kinematischen und dynamischen Standpunkt. Beide Gelehrte stimmen in den allgemeinen Ergebnissen der Hauptsache nach überein. (Der Halbband enthält ausserdem Kritiken über Schriften von James, L. Bourdeau, Ch. Féré, H. Spencer, Naquet, Preyer, Novikow, v. Hartmann etc. sowie eine französische Uebersetzung der „metaphys. Principien der Naturwissenschaft“ von Kant.) —

3] Zeitschrift für exakte Philosophie im Sinne des neueren philos. Realismus. Herg. von Otto Flügel. Langensalza, Beyer & Söhne. Bd. XVI, 3 u. 4 (1888).

K. Fischer, Die Localisation der Empfindungen als wohlthätige und angenehme Sinnestäuschung u. als ein Mittel, das Selbstgefühl zu erweitern S. 273—310. Ausgehend vom Grundsätze Herbart's, dass in der Empfindung nur die Empfindung, d. h. eine Veränderung unseres Zustandes, u. sonst nichts enthalten, dass also die Empfindung an sich ort- u. heimatlos ist, erklärt Verf. es für eine ebenso wohlthätige als angenehme Sinnestäuschung, wenn die Seele dennoch ihre Empfindungen, d. h. eigentlich sich selbst, aus dem Gehirn an die verschiedenen Theile des Leibes, ja oft über diesen hinaus in die Aussendinge versetzt oder „localisirt.“ Zur Vorstellung des Leibes gelangt die Seele hauptsächlich durch den Tastsinn (Hand, Finger) in Verbindung

mit den auf die Betastung reagirenden Druckempfindungen. Letztere arbeiten von Innen; der Tastsinn, durch das Gesicht meistens unterstützt, controlirt jede Störung von Aussen. „Die Erregung hat die Seele sofort wahrgenommen; aber die vorhin heimatlose Empfindung wird jetzt an einen bestimmten Ort versetzt“ (localisirt). Empfindung u. Localisation fallen beim Erwachsenen (wahrscheinlich nicht jedoch beim Säugling) im Bewusstsein zusammen, was die Täuschung, er empfinde lediglich an der erregten Körperstelle, nur verstärkt. Wo die Hand nicht bequem (z. B. Rücken) tasten kann oder wo die antwortende Druckempfindung nur schwach sich äussert, da wird sofort auch die Localisation unsicher, am unsichersten innerhalb des Leibes (z. B. Nieren), was für die ärztliche Diagnose von Wichtigkeit ist; Nierenschmerzen werden in die Ferse versetzt, die Schmerzen der Schnittfläche in das amputirte Bein u. s. w. Bei heftigem Mitgefühl empfindet man unwillkürlich den Schmerz am selben Glied des eigenen Leibes, das man bei Anderen verwundet oder verstümmelt erblickt. Ein Schüler Boerhave's musste das Medicinstudium aufgeben, weil er alle Krankheiten, die der beredte Vortrag schilderte, am eigenen Leibe mit durchmachte. Mit dieser Localisation körperlicher Empfindungen nach wirklich oder scheinbar erregten Körperstellen steht in Zusammenhang die Versetzung rein seelischer Vorgänge (Gefühle) in gewisse Körpertheile, wie des Muthes u. Zornes in die Brust, der Liebe u. des Leids ins Herz, des Denkens in den Kopf. Auffallender noch ist die Versetzung von Empfindungen in offenbar ganz empfindungslose Theile, wie des Schmerzes in die Zahnschubstanz, Haare, Knochen, Nägel; am auffallendsten aber da, wo ein Hinausschreiten über den eigenen Leib bis in die Aussendinge hinein stattfindet. Die Widerstands- u. Druckempfindung, die wir beim Gebrauch einer Sonde, Axt, Feder spüren, verlegen wir unbewusst in die Spitze der Sonde, in die Schneide der Axt, in das Ende der Schreibfeder. Dies ist nach Lotze eine „wohlthätige“ Sinnestäuschung, zumal wenn das Auge den dem Werkzeug widerstehenden Gegenstand nicht sieht, wie z. B. beim Tasten mit einem Stock im Dunkeln, beim Spargelstechen, beim Graben des Bernsteins, beim Nähen u. s. w. Aus derselben Sinnestäuschung erklärt sich auch die teuflische Lust, die der Messerheld empfindet, wenn er die Klinge in den Leib des Feindes stösst, indem er hier seine Empfindung, ja seine ganze Seele in die Spitze des Mordstahls versetzt (cf. Victor Hugo, Notre Dame de Paris II, 145: „Je vivais jusqu'au bout du poignard“). — Die Localisation der Empfindungen ist ein vorzügliches Mittel zur Erweiterung des Selbstgefühls, zunächst bei geistig weniger entwickelten Individuen u. (Natur-) Völkern. Die Grösse des Erfolges, den der Gebrauch eines Werkzeugs (z. B. Hebels, Steuerrads, Maschinengriffs) erzielt, wird als eigene Krafterleistung der Armmuskeln empfunden. Aber nicht bloss die Hand, auch der übrige Körper unterstützt die auf der Veräusserlichung der Empfindung beruhende Täuschung mit der Neigung, das Selbstgefühl zu erhöhen, so insbesondere mit Bezug auf Kleider u. Körperschmuck. Hohe Kopfbedeckungen u. Stiefelabsätze steigern das Selbstgefühl, indem sich das Ich künstlich zu erheben und zu heben sucht. Daher der Werth u. die Bedeutung des wallenden Haares, der Perrücken u. hohen Frisuren, der Hand-, Arm-, Fuss- u. Ohrringe, der Spitzentücher, Schleier, Damenschleppen u. überhaupt jeden hängenden oder flatternden Schmuckes. Drastische Beispiele liefert besonders die Völkerkunde u. Ethnographie. In allen

Kleidungs- u. Schmuckgegenständen fühlt eben der Träger in Folge jener psychologischen Täuschung (Localisation) sich gegenwärtig, die Enge des eigenen Wesens über sich selbst hinaus erweiternd. — **C. Felsch, In welchem Verhältniss steht die Moral der Bhagavad-Gitâ zur Moral der Inder um die Zeit der Entstehung dieses Gedichts S. 369—412.** Das Gedicht Bhg. (ed. Schlegel et Lassen, Bonn 1846) oder vielmehr sein Verf. fand folgende Lehren vor: 1) Die alte Brahmanenlehre, 2) den Vischnu-Cult, 3) den Siva-Cult, 4) das Mimansa-System, 5) das Sankhya-System, endlich 6) das Yoka-System. Alle diese Systeme hatten auf die Gestaltung der Moral, wie sie in der Bhg. niedergelegt ist, entscheidenden Einfluss. Eine Vergleichung der Bhg. mit den übrigen indischen Moral- u. Philosophie-Systemen ergibt, dass sie mit keinem derselben völlig übereinstimmt, aber auch zu keinem in vollem Gegensatz steht: die Moral der Bhg. ist vielmehr eine eklektische, gleichwohl ist ihr ethischer Gehalt grösser als der aller ihrer Vorgängerinnen.

4] Vierteljahrsschrift für wissenschaftl. Philosophie. Herausgeg. von Richard Avenarius. Leipzig, Fues. XIII. Jahrg. 1. Heft 1889.

A. Meinong, Ueber Begriff u. Eigenschaften der Empfindung S. 1—31. Das Ergebniss seiner Untersuchungen fasst Verf. in der Definition zusammen: „Empfindung ist eine einfache Wahrnehmungsvorstellung aus peripherischer Reizung.“ Vom physiologischen Standpunkt ergibt sich ein Gegensatz zwischen Vorstellungen aus peripherischer u. centraler Reizung, vom eigentlich psychologischen Standpunkt ein solcher zwischen einfachen u. zusammengesetzten, von Wahrnehmungs- u. Einbildungs-, endlich von concreten u. abstracten Vorstellungen. — **K. Lasswitz, Galilei's Theorie der Materie S. 32—50.** Der physische Körper ist ausgedehnte u. bewegte Substanz von intensiver Realität Descartes gedachte den Begriff desselben durch substanzielle Ausdehnung u. Bewegung, Galilei durch Bewegung u. intensive Realität allein fixiren zu können. Die mechanische Corpuscularphysik Descartes bekam erst wissenschaftlichen Werth, d. h. mathemat. Darstellungsfähigkeit, durch die Galilei'sche Auffassung der Bewegung als einer intensiven Realität. — **F. Staudinger, Identität u. Apriori S. 51—70.** Verf. hält zwei Fragen streng auseinander: 1) Worauf beruht unsere gemeine Erfahrung, d. h. welches sind die Elemente derselben u. wo liegt deren Ursprungsort? 2) Worauf beruht unsere wissenschaftliche Erfahrung, d. h. wodurch sind wir berechtigt, aus bereits gebildeten Begriffen allgemeingültige Folgerungen von objectiver Bedeutung zu ziehen? Wie nun aber die Frage nach der chemischen Zusammensetzung eines Stoffes ohne die vorherige Kenntniss des Verfahrens der chemischen Untersuchung unbeantwortbar ist, so muss auch hier die zweite logisch-erkenntnisskritische Frage vor der ersten gelöst werden, welch' letztere Verf. darum bei seinen Erörterungen ganz unberücksichtigt lässt. — **B. Kerry, Ueber Anschauung u. ihre psychische Verarbeitung S. 71—124.**